



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Kritik und Publikum

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Kritik und Publikum

Von Ric von Carlowitz-Hartigsch in Dresden



Es ist mein Verhängnis, daß ich schon in der Überschrift wieder zwei Fremdworte benötigte. „Urteil und Gafferschaft“ war mir aber nicht klar genug, und höflich ist es auch nicht. Also es bleibt für heute bei Kritik und Publikum. Über ihr Verhältnis will ich jetzt ein Beispiel bringen, das kurzweiliger sein wird als ein paragrafiertes Regelbuch über den Umgang mit Menschen einerseits und mit Kritikern andererseits. Dieses Beispiel betrifft die Kritik eines Artikels von mir, der dem Leser aus diesen Blättern bekannt ist (Grenzboten 1913 Nr. 2: „Das stielchte Fremdwort“). Aha, sagst du, pro domo! Ich will diese persönliche Veranlassung nicht in Abrede stellen, behaupte aber einstweilen, daß Veranlassung und Grund immer noch zweierlei ist. Wenn ich dabei nämlich auf meine eigene Arbeit zurückkomme, geschieht es nicht, weil ich sie für so wichtig — oder für so schwach halte, um eine Antikritik zu verlangen. Aber einmal verdient der Ort, an dem die fragliche Kritik erschien: „die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ Beachtung. Ich nahm und nehme diese Vereinigung, als das ideale Haupt der Sprachbewegung, für ernst, was bekanntlich nicht selbstverständlich ist (Hans Delbrück charakterisiert sie z. B. im Januarheft der Preussischen Jahrbücher als „den Deutschen Sprachverein, der so eifrig und leider auch mit Erfolg bemüht ist, die Begriffsschärfe des deutschen Wortschatzes abzustumpfen und zu verschleimen“). Nur weiß ich das Amt von seinem Mann zu unterscheiden. Sodann liegt der Fall typisch. Es ist für uns Kritiker und dich, Publikum, immer lehrreich, an einem konkreten Beispiel daran erinnert zu werden, daß an einer Kritik der Löwenanteil kritischer Arbeit — dem Publikum zufällt. Lehrreich, weil es dem Leser dieser Zeitschrift möglich ist, den Verbrecher, Staatsanwalt und Verteidiger zu konfrontieren und sich danach sein eigenes Urteil zu bilden. Wer vollends noch nicht in dem „gefährlichen Alter“ steht, wo Humor zu Weisheit vertrocknet, der wird vielleicht dem folgenden außer dem didaktischen Nährwert auch einen kleinen Genußwert abgewinnen.

Ich weiß, daß man anständigerweise seine Polemik in einem flüssigen Essay vorzutragen hat, wenn man nicht zufällig als Philologe geboren wurde. Im

vorliegenden Falle glaubte ich aber eine Ausnahme machen zu dürfen. Zunächst aus Billigkeitsgründen, um dem Gegner seine volle Feldausrüstung zu lassen, gerade so viel und so wenig, als er selber für nötig hielt. Dann aus methodischen Gründen, um das Verhältnis zwischen dem Kritiker und seinem Leser, die auch von Wort zu Wort fortschreiten und darum das Gegenwärtige unter dem Eindruck des Vorangegangenen verstehen, ebenso Schritt für Schritt festhalten zu können. Wir bringen also die Kritik ungekürzt und im Zusammenhang, erlaubten uns nur, die glossterten Stellen anzumerken.

„Ein — völlig verfehlter — Versuch, das Fremdwort der wissenschaftlichen Sprache als stilschlecht, also ihr nicht nur angemessen, sondern sogar notwendig nachzuweisen, und zwar aus zwei Gründen: weil es den Begriff reiner, klarer, eindeutiger, schärfer<sup>1)</sup> fasse, und weil es ihn schlagkräftiger, sinnfälliger, anschaulicher darstelle als das deutsche Wort. In der Sprache des Verfassers ausgedrückt<sup>2)</sup>: das Fremdwort lasse den internationalen Sinn spontan und plastisch scharf erfassen, wobei er natürlich<sup>3)</sup> die ‚intime‘ Kenntnis der fremden Sprache als unerlässlich voraussetzt. Noch zwei beredtere<sup>4)</sup> Sprachproben (S. 66): ‚Der Hauch der Jungfräulichkeit, der über das Fremdwort gebreitet liegt, steht nicht nur der Wissenschaft moralisch und ästhetisch an, sondern fördert sie auch indirekt in<sup>5)</sup> dem Eingehen auf ihre wesentlich irrealen Natur;‘ und S. 67: ‚Gegenüber dem Umgangswort, das beständig diesen Ausflüssen<sup>6)</sup> ausgesetzt, die Plus-Minus-Tendenz stillschweigend angenommen hat, behauptet das Fremdwort ungezwungen und überall die unabhängige, leidenschaftslose Sachlichkeit einer vox media.“<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Diese vier Ausdrücke umschreiben das, was ich die inhaltgebende Bedeutung des Fremdworts genannt habe. Ich teilte sie wieder quantitativ und qualitativ in seine Eindeutigkeit und Meindeutigkeit, eine Unterscheidung, die in den vier deutschen Worten bezeichnenderweise nicht zum Ausdruck kommt. Oder ist sie dem Herrn Kritikus entgangen?

<sup>2)</sup> Das stimmt nicht ganz. Die Worte bedeuten bei mir kein Ergebnis.

<sup>3)</sup> Aus dieser „natürlichen“ Voraussetzung wird zum Schluß noch ein allerliebster Strich gedreht (s. Nr. 20).

<sup>4)</sup> Sie sprechen doch wohl nur gegen meinen Stil (im Sinne des Kritikus), aber nicht für die „völlige Verfehltheit des Versuchs“. Durch die Voranstellung dieses Resultats der Kritik wird aber unter den „beredten“ Sprachproben dem gutgläubigen Leser bereits der Nachweis einer sachlichen Verfehlung suggeriert. Was ich eine unredliche Argumentation nenne. Oder eine naive, nach Belieben.

<sup>5)</sup> Pedantisch richtiger ist allerdings: „Durch sein Eingehen“. „In“ steht hier metaphorisch für eine innere, menschliche Bedingtheit (vgl.: „In seinem Eifer hat er sich geschadet“). Diese Übertragung konnte um so leichter geschehen, als der Satz bereits mit einem anthropomorphen Bilde des Fremdworts eingeleitet war („Der Hauch der Jungfräulichkeit usw.“). Es ist aber nicht jedermanns Sache, Bilder nachzuempfinden, und noch weniger im Bilde zu bleiben.

<sup>6)</sup> Druckfehler für: „Einflüssen“. Ich verzichte darauf, diesen Fehler mit dem präziösen Einwand zu decken, daß ein Einfluß auf etwas zugleich auch Ausfluß von etwas sein muß. (Bei dieser Gelegenheit berichtige ich einen zweiten Druckfehler auf S. 65: „Schlechtfinnigkeit“ statt Schlechthinnigkeit“.)

<sup>7)</sup> Daß jedes meiner Worte seinen guten, im Zusammenhang begründeten Sinn hat, kommt bei diesen sonderbaren Redesezen (früher: Zitate) — trotz aller „Beredtheit“ — nicht zu Worte. Der eine zielt eben auf die Tränendrüsen der Badsische, der andere auf die Gänsehaut der frommen Sprachvereiner. Nach eingehender Prüfung der beanstandeten Sätze habe ich nämlich nur

die etwelchen Fremdwörter als Stein des stilistischen Anstoßes entdecken können. Nun war ich allerdings so frei, in meinem Artikel die Berechtigung des wissenschaftlichen Fremdworts in genere, also auch für meine Sätze zu behaupten. Schaudervoll, aber nicht zu leugnen. Unversehens, aber nicht ganz unwillkommen, geht also aus dieser „selbstverständlichen“ formalen Einrede zugleich die sachliche Unhaltbarkeit hervor. Nur leider jene auch erst aus dieser. Kritikus hat sich und Publikum in folgenden artigen Zirkel gerettet: „Seht diese schrecklichen Sätze — wimmeln sie nicht von Fremdwörtern — die zu rechtfertigen ein völlig verfehlter Versuch ist —, weil doch so ein Satz, mit Fremdwörtern darin, so schrecklich ist wie ein Garn mit Knoten.“ Der Lateiner nennt das *petitium principii*. Wie sagen Sie, Herr Kritikus? Ich nenne es eine unredliche Argumentation.

Das genügt wohl, um auch<sup>8)</sup> zu zeigen, daß der Verfasser des Aufsatzes kein Meister des Stils, vor allem weder Meister<sup>9)</sup> noch Kenner der Muttersprache<sup>10)</sup> ist. So bereitwillig man ihm zugestehen mag, daß er möglichst umständlich<sup>11)</sup>, aber ernstlich die Wahrheit sucht, hat er doch gar keinen Blick für das Wirkliche<sup>12)</sup> und verdeckt es sich durch seine mühsamen Hirngespinnste.<sup>13)</sup> Wenn er dem Deutschen<sup>14)</sup> die Möglichkeit abspricht, sich ohne Fremdwörter wissenschaftlich und philosophisch<sup>15)</sup> klar auszudrücken, so müßte er folgerichtig die Sprache Platons und die des Aristoteles als unwissenschaftlich erklären, weil sie keine Fremdwörter hat.<sup>16)</sup>

<sup>8)</sup> Dieses „auch“ kann nur eine neue Einrede einführen. Also die Sprachproben, die erstens so beredt gegen meinen Stil sprechen, zeigen zweitens „auch“, daß ich kein Meister des Stils bin. Ist es schon Unsinn, hat es doch Methode. Ich nenne das eine unredliche Argumentation.

<sup>9)</sup> Welchen Unterschied macht Kritikus zwischen „Meister des Stils“ und „Meister der Muttersprache“? Vermutlich so wenig einen wie ich. Aber das Publikum denkt sich darunter, wenn auch nicht selbst etwas neues, so doch, daß Sie sich etwas neues gedacht haben. Ich nenne das eine unredliche Argumentation.

<sup>10)</sup> Man beachte, daß dies immer noch grammatikalisch abhängig ist von: „Das (d. h. die Sprachproben) genügt, um zu zeigen . . .“ Wenn „Kenner der Muttersprache“ nicht eine dritte Tautologie für „Meister des Stils“ sein soll, also für formale Sprachbeherrschung, hat es die inhaltliche Bedeutung: „Kenner der Sprachwissenschaft.“ Über diese inhaltliche Kenntnis oder Unkenntnis verraten aber die angeführten Sprachproben gar nichts. Wieder verschleiert der unklare Ausdruck den Tatbestand. In seiner harmlosen, formalen Bedeutung mag er für einen gläubigen Sprachvereinler aus den Redefetzen gerechtfertigt sein. Da er aber alsdann nur eine dritte Tautologie besagt, schießt er auf eine neue, nicht mehr harmlose Bedeutung, die er an sich auch haben kann: die Aberkennung der sachlichen Befähigung. Sie natürlich will Kritikus suggestiv aussprechen, nur vergißt er (und wohl die Mehrzahl seiner Leser), daß für diese zweite Bedeutung die Sprachproben nicht mehr „genügen“. Ich nenne das unredliche Argumentation.

Die Viereinigkeit der in so wirkungsvoller Steigerung (auch — vor allem — weder — noch) beige-

brachten Keulenschläge schlägt also meinen Stil tot — töter — mausetot. Sehr gut, wenn ich nur eben nicht für den wissenschaftlichen Stil ausgesprochenermaßen die profanen Stilforderungen abgelehnt hätte. Mein Stil ist also schlecht — weil er auf diese Forderungen keine Rücksicht nimmt — was falsch ist — weil ein Stil ohne profan-ästhetische Rücksichten schlecht ist — wie exemplum zeigt.

Angeichts dieser geradezu Hegelschen Selbstbewegung der Begriffe verschmerze ich das verfasste Stilmeisterzeugnis gern und vergnügt.

Ernsthaft möchte ich aber fragen: zugegeben, mein Stil sei schlecht, was beweist das gegen den Inhalt meiner Arbeit? So daß „wir uns auf Widerlegung nicht einzulassen brauchen“?

<sup>11)</sup> Diese Bereitwilligkeit rührt mich sehr.

<sup>12)</sup> Mir will scheinen, daß das wissenschaftliche Fremdwort, das ich verteidige, vorläufig noch sehr viel „wirklicher“ ist als seine Übersetzung à tout prix.

<sup>13)</sup> Tautologie für die so „bereitwillig zugestandene“ „Umständlichkeit“. Ich erlaubte mir nämlich, das Fremdwort „objektiv-psychologisch aus der Methodik einer jeden Wissenschaft“ zu begründen. Von dieser Begründung ist außer der angemerten Gefühlswirkung auf den Herrn Kritikus in der Kritik nichts zu finden.

<sup>14)</sup> Ebenso wortwahr, wie sinnvertehrt. Nicht das Deutsche als solches verwerfe ich, sondern die Umgangssprache. Daß ich diese These am Deutschen exemplifiziere, liegt doch wohl nahe. Ich tue mir etwas darauf zugute, gerade die nationale Frage, den Anstoß der gewöhnlichen Begriffsverwirrung, ausgeschaltet zu haben. Wieder suggeriert aber Kritikus mit diesem halbwayren Worte einen „selbstverständlichen“ Vorwurf. Welcher biedere Sprachvereiner, wenn er hört, daß einer etwas „dem Deutschen abspricht“, behält nicht das „Absprechende“ einer solchen Meinung im Ohr und reagiert darauf mit: „Vaterlandsverräter!“? Ich nenne das unredliche Argumentation.

<sup>15)</sup> Diese sinnlose Koordinierung des Teils zum Ganzen zeigt die Hilflosigkeit des Kritikus vor meiner allgemein-wissenschaftlichen Begründung.

<sup>16)</sup> Dies ist der possierlichste Purzelbaum des „folgerichtigen“ Herrn Kritikus. Der Analogieschluß ist die Logik des kleinen Mannes. Ich will mich nicht darauf berufen, daß man Grund hat, gerade in der wissenschaftlichen Sprache der Griechen manche Worte auf orientalische Vorbilder zurückzuführen. Aber eins sollte auch dem Kritikus als flüchtiger Eindruck geblieben sein: daß ich den Anspruch auf eine relativ abgeschlossene Gelehrtensprache gerade mit der mo-

deren Entwicklung der Wissenschaften begründete, ihrer zunehmenden Abkehr von den komplexen Begriffen des „gesunden Menschenverstandes“. Im Antertum war der praktische Standpunkt des Lebens und der theoretische der Wissenschaft noch nicht differenziert (vgl. den Artikel: „Griechisches Denken“ in Mauthners Philosophischem Wörterbuch). Die jetzt beliebte Popularisierung der Wissenschaft gerade mit Hilfe der puristischen Sprachnivellierung steuert wieder auf diesen idyllischen Zustand zurück, der jedenfalls im Interesse der Wissenschaft nicht liegt. Daß ich rein dieses in seinem Gegensatz zu jedem anderen herausstellte, den Stil der Wissenschaft aus ihrer Aufgabe und diese aus ihrem sprachlichen Material entwickelte, das sind leider eben für Kritikus „mühsame Hirngespinnste“. Meine Thesen sind so fest in diesem theoretischen Fundament verankert, daß sie nur der wirksam bekämpfen kann, der dieses erschüttert. Hier erwarte ich meine Kritiker. Weniger „mühsam“ ist es freilich, der Hydra nur obenseitig die Köpfe abzuschlagen. Nur muß man sich nicht wundern, wenn sie dabei noch recht lebendig bleibt.

Unrühmlich ist seine völlige Unwissenheit über die gegenwärtige Sprachbewegung, deren Wortführer<sup>17)</sup> er zu „Fanatikern der Konsequenz“ stempelt, durch herabsetzende Andeutungen über Besen u. Campe<sup>18)</sup> als unwissenschaftlich treffen will, und wohl gar als ungebildete und insbesondere fremder Sprachen unkundige Männer verdächtigt. Er ahnt dabei nicht, wie sehr seine Ansichten den Forderungen dieser Männer in einer Hinsicht recht geben; denn wenn er den Satz lebhaft vertritt, daß das wissenschaftliche Fremdwort seine bei den<sup>19)</sup> angeblichen Vorzüge nur bei „intimer“ Kenntnis der Fremdsprache entfalte, müßte er es doch folgerichtig aus allen solchen Schriften streng verbannen, die sich auch an Nichtkenner wenden.<sup>20)</sup> Auf Widerlegung der beiden angeblichen Vorzüge brauchen wir uns nicht einzulassen.<sup>21)</sup> Überzeugen wird er keinen Leser.“

17) Ich habe die moderne Sprachbewegung prinzipiell als berechtigt (als „allgemein vernünftig“) anerkannt. Aus dieser Anerkennung heraus habe ich auch in meiner Polemik mit keiner Silbe die „Wortführer“, d. h. also den deutschen Sprachverein und seinen Kreis genannt, geschweige denn verdächtigt. Wenn man diese Höflichkeit als Unkenntnis ausmünzt, nenne ich das eine unredliche Argumentation. (Genannt habe ich nur an anderer Stelle Ed. Engel. Wie er zum deutschen Sprachverein steht, weiß ich nicht. Es tut auch nichts zur Sache, da ich ihn nicht in diesem Zusammenhang auführte, sondern auf einen konkreten Artikel von ihm einging. Daß dieser Artikel zuerst die Polemik ins Persönliche zog, erwähne ich nebenbei.) Wichtig ist, daß ich eine Fremdwörterhege „allgemein im deutschen Schrifttum“ behauptet habe, die das von oben ausgegebene Programm in fanatischer Konsequenz ausschlächte. Aus der ganzen Fassung meiner Einleitung geht deutlich hervor, daß erst dieser Übergang in die populäre Agitation der Tagesliteratur das Vernünftige des Programms ad absurdum führe. Wichtig ist, daß ich für das Treiben dieser kleinen Handlanger des großen Gedankens den Haß des Ignoranten verantwortlich machte, der theoretisch kein Gewicht habe. Nun trifft es sich lustig oder traurig, je nach dem, daß als „Wortführer“ ja gerade diese breite Masse der Schreiber gelten kann. Ich bin es müde, dieses Spiel mit halben Worten nach Gebühr zu charakterisieren.

<sup>18)</sup> Diese „Andeutungen“ sind Zitate von Wilmar und Schiller, an deren Adresse ich also auch den Tadel des Kritikus mit Verlaub weitergebe.

<sup>19)</sup> Das stimmt zunächst wieder nicht ganz. Die Stelle, an der ich die intime Sprachkenntnis als Voraussetzung bezeichnete, und die den Herrn Kritikus so merkwürdig nachhaltig beschäftigt, besagte nur, daß zur Auslösung der schlagkräftigen Formwirkung des Fremdwortes seine buchstäbliche Bedeutung bekannt sein muß. Versagt diese Formwirkung bei einem unkundigen Leser, so ist damit kein Wesensinteresse der Wissenschaft verletzt, das immer auf den Inhalt geht.

<sup>20)</sup> Wieder ist Kritikus so viel „folgerichtiger“ als ich. Ich habe zwar bekanntlich „für das Wirkliche gar keinen Blick“, aber mir kommt es immer noch so vor, als ob die wissenschaftliche Literatur, für die ich das Fremdwort in Anspruch nahm, sich an Kenner desselben wendet (sofern sie überhaupt aus ihrer theoretischen Subjektivität heraus diesen praktischen Schritt tut und sich, an irgend jemand „wendet“). Besteht also eine Übereinstimmung „in einer Hinsicht“ zwischen den „Wortführern“ und mir, so scheinen umgekehrt „die Forderungen dieser Männer meinen Ansichten recht zu geben“. Was sehr erfreulich wäre, und beizeiten erkannte, mir viel Arbeit erspart hätte. Daß sich andererseits Nichtkenner an die wissenschaftliche Literatur wenden, kommt vor und ist löblich. Daß diese dann an dem Fremdwort, außer der Unwirksamkeit seines formalen Wertes, auch inhaltliche Schwierigkeiten haben, mag für sie bedauerlich sein. Die Wissenschaft hat sich darum nicht zu kümmern. Prinzipiell maßgebend für ihre Sprache ist nach dem von mir gegebenen theoretischen Fundament nicht einmal die bloß abgeleitete, praktische Forderung der Verständlichkeit für „Kenner“, sondern allein die subjektive Verantwortung des Autors. Daß er innerhalb dieser an die wissenschaftliche Sprache seiner Zeit und diese wieder an die Tradition einer historischen Entwicklung objektiv gebunden ist, macht eine Wissenschaft praktisch möglich.

<sup>21)</sup> Auf die groteske Eleganz dieser Schlusswendung ist schon hingewiesen worden (Nr. 10). Einen Sinn erhält sie, und einen lustigen dazu, wenn man den Ton auf „wir“ legt: „wir unter uns.“ Da erfährt auch der prophetische Schlußsatz, bei dem nur der aufgehobene Zeigefinger etwas störend sichtbar wird, seine natürliche Auslegung: „Unsere Leser werden sich doch davon nicht überzeugen lassen.“ Sie werden doch nicht? Das will ich meinen. Nur „ein werdender wird immer dankbar sein.“ Wer seine Überzeugung weg hat, wie der Mann seine Frau, der läßt sich nicht überzeugen,

so wenig wie dieser Mann für andere Frauen etwas übrig hat. Er wird doch nicht?

Ernsthaft könnte ich aber wieder fragen: Zugegeben, mein Artikel „wird“ keinen Leser überzeugen, was beweist das? Der Erfolg ist ein Argument für Kinder.

Es ist zwar ein Schönheitsfehler, von einer Selbstverständlichkeit Worte zu machen. Dennoch will ich die nationale Seite der Fremdwörterfrage, wie ich sie sehe, an dieser Stelle kurz und deutsch zum Ausdruck bringen. Ich schulde die Erklärung, nachdem ich erst mit kaltschnauziger Verständigkeit und nun mit unheiliger Heiterkeit eine Sache abgehandelt habe, von der ich weiß, daß ihr viele meiner Leser, und nicht die schlechtesten, mit innerster Teilnahme gegenüberstehen.

Meinen Patriotismus lasse ich nicht zur Diskussion stellen, bloß weil andere Patrioten ihr eigenes Quentchen nicht anders lebendig erhalten können, als daß es ihnen von Zeit zu Zeit in die Feder rutscht. Aber das betone ich nachdrücklich: Schönheit und Reichtum der deutschen Sprache liegt mir so gut am Herzen wie sonst einem. Welcher Deutsche könnte sich diesem Gefühl entziehen, der nur den geringsten Blick für literarische Werte hat! Aber ich glaube, meine Liebe zu ihr nur zu vertiefen, wenn ich mich nebenbei bemühe, sie zu verstehen. Und da sehe ich nun, daß sie kein Blümchen Wunderhold ist, über Nacht und ungezeugt aus dem Nichts geschossen, in unnahbarer Herrlichkeit. Gerade ihr Gewachsensein, ihre tausendfache Verschlingung mit dem Nährboden der Geschichte gab ihr das Feuer der Farben und den einzigen Duft. Wer zählt die Anregungen von außen, die an der Bildung unserer Sprache gearbeitet haben, wer die Wirkungen, die sie selbst dankbar weiterstrahlte im lebensfördernden Spiel eines ewig bewegten Gebens und Nehmens? Dieser freien Entwicklung will ich ihre Bahn lassen, zum Wohle der deutschen Sprache. In voller Überzeugung, daß man ihren unvergleichlichen Reichtum untergräbt, wehre ich den vorwitzigen Händen, die ihre Wurzeln abschneiden wollen, um ihre eingebildete Nationalität zu retten.

Die Anwendung macht das Wort. Darum ist seine wahre Nationalität der Geist des Redenden. Indem ich ein Wort, das buchstäblich aus einem fremden Volk hervorgegangen sein mag, in den Sinn meiner deutschen Gedanken spanne, schmelze ich es ein in das lebendige Sprachgut meines Volkes. Der Fremdling erwirbt Heimatrecht, der sich der Zucht seiner Wirte unterwirft, und mit stillem Segen vergilt er die Gastfreundschaft hundertfach. Wer magt es, heute die Emigranten als lästige Ausländer zu schmähen? Nicht der schädigt die deutsche Sprache, der sie durch immer neue Einstellung auf fremde Gedankenkreise und Kulturwerte zur Entfaltung ihrer letzten Schmiegsamkeit antreibt. Der aber tut es wider Willen, der sich abmüht, ihre wilde Schoßkraft im Nonnenkloster einer puritanischen Erziehung zu verkümmern.